

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Gedichte, Geschichten, Briefe**

**Hebel, Johann Peter**

**Freiburg i. Br., 1941**

Zur Einführung

[urn:nbn:de:bsz:31-324254](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324254)

Seite  
252  
254  
260  
266  
269  
269  
271  
273  
274  
275  
276  
277  
278  
279  
281  
281  
284  
285  
286  
288  
288  
289  
290  
291  
293  
295  
296  
296  
297  
298  
300  
301

## Zur Einführung

„... Nationalschriftsteller, die in  
ihrem Volk — wie wir alle in Gott —  
leben, weben und sind.“

(Hegel an Justinus Kerner.)

Goethe hat Hebel den „unschätzbaren“, sich „stammverwandten“ genannt. Brentano schrieb an Arnim nach dem Erscheinen der Alemannischen Gedichte: „Diese Volkslieder sind von einer bis jetzt selbst in den schönsten alten Volksliedern unbekanntem Einfalt und Tiefe und von einer oft mehr als Shakespeareschen Erfindung. Überhaupt liegt etwas unbegreiflich Genialisches und Einfältiges in ihnen; sie sind für die jetzige Zeit eine wirklich unerhörte Erscheinung“ (12. 10. 1803). Gottfried Keller hat erklärt, daß Hebels Idyllen direkt an Homer heranreichen. Für Tolstoi ist Hebel eine „Jugendliebe“ gewesen. Noch mit siebzig Jahren konnte er manche der Alemannischen Gedichte auswendig hersagen. Und um aus unsern lebenden Dichtern nur einen der wertvollsten herauszugreifen: Wilhelm Schäfer bekennt in seinem „Lebensabriß“: „Aus literarischem Suchen und Irren, aus der Sackgasse lauter zugespitzter Einzelfälle führte mich Johann Peter Hebel in das epische Dasein seines rheinländischen Hausfreundes. . . Dieser Kalendermann ist nicht nur ein Meister der Erzählung, sondern einer der vollkommensten Epiker überhaupt; . . . daß er mein Erzieher zur Epik wurde, bekenne ich gern und mit ehrfürchtigem Dank.“

Was ist das für ein Poet, der dem üblichen Literaten weisensfremd, dem Norddeutschen außer ein paar Anekdoten in Lesebüchern meist unbekannt ist, und den die größten deutschen, schweizerischen und russischen Dichter so hoch schätzen, den unsere edelsten lebenden Dichter noch als ihren Erzieher verehren? Es ist der größte volksunmittelbare Dichter Deutschlands, ein längst nicht genug gewürdigtes Wunder schöpferischer Ursprünglichkeit.

Alle andern deutschen Lyriker von Günther bis Goethe sind aus der Literatur gewachsen, haben sich zuerst den Weg zur Natur, ihrer Natur bahnen müssen. Bei Hebel mag man sich nur ganz allgemein erinnern, daß Theokrits und Virgils Idyllen ihn angeregt, daß zwei nüchterne, niederdeutsche Idyllen von Boß ihm den Hinweis zur Mundart gegeben haben, daß Friedrich David Gräters Zeitschrift, die er seit 1791 unter dem Titel „Bragur. Ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit“, seit 1796 als „Braga und Hermode oder Neues Magazin für die vaterländischen Altertümer der Sprache, Kunst und Sitten“ herausgab, ihm die „Aufmunterung zu dem Entschluß“ geschenkt hat, „diese Sammlung herauszugeben“ (22. 2. 1803), vor allem die Jahrgänge 1798 und 1800 mit ihren „Altdeutschen Volksliedern“, ihrer „Blumenlese aus den Minnefingern“ (deren Sprache ja der alemannischen nah verwandt ist) und ihrer Abhandlung „Ein altdeutscher oder alemannischer Gesang“ über das Melker Marienlied vom Anfang des 12. Jahrhunderts, — er wächst ganz aus der Natur seines Landes und Stammes, die eben die seine ist. Und wenn er den Dialekt für seine Gedichte wählt, so tut er es nicht aus literarischen Überlegungen, sondern weil er zur Atmosphäre der Heimat gehört, weil in ihm erst sie ihm ganz gegenwärtig, tönend lebendig ist.

Johann Peter Hebel (geboren am 10. Mai 1760) entwächst dem alemannischen Stamme, der seit alters Natur und Geist, Volk und Persönlichkeit, Überlieferung und Fortschritt besonders innig verschmolzen und so unserer Dichtung Epiker von der Bedeutung Pestalozzis, Gotthelfs, Gottfried Kellers, Emil Strauß', Wilhelm Schäfers gegeben hat. Jene alemannische Dreiländerecke ist seine Heimat, wo Baden, die Schweiz und das Elsaß einander finden. Basel ist sein Geburtsort, Hausen — sechs Wegstunden davon im badischen Wiesental — ist sein Heimatsort. Dem innigen, gemüts tiefen, urwüchsigem Alemannentum der Mutter gibt sein Vater aus Simmern im Hunsrück den beweglichen, launigen, fränkischen Einschlag.

Ihrem gemeinsamen Dienstherrn, dem Major Iselin in Basel, war der Vater seit 1747 in den österreichischen Erbfolgekrieg nach Flandern und in den Befreiungskampf nach Korfika gefolgt. Dann fand er Wurzelgrund und Ruhe im Bauernhäuschen seiner jungen Frau, Ursula Ortler, zu Hausen, wo er im Winter als Weber wirkte, während sie sommers beide auf dem Landgut Iselins vor Basel beschäftigt waren.

So hat Hebels Kindheit Anteil an der bäuerlichen Ursprünglichkeit wie an städtischen Lebensformen und -bildern. Und der Zweifklang der Landschaft entsprach dem Doppellklang des Blutes und der Lebensformen: hier drängt der schwermütige Ernst der Schwarzwaldberge, die einsame, quellen durchflungene Innigkeit ihrer Täler in die aufatmende Weite, die farbige Freiheit der Rheinebene.

Nie ist ein deutscher Dichter so dem Boden und Blut, der Natur und dem Volkstum seiner Heimat verwachsen gewesen wie Johann Peter Hebel. Noch aus dem Sternensjenseits, von der Milchstraße noch späht sein Bauernbub nach den Heimatbergen, dem Belchen, dem Blauen, der „Wiese“ aus; nach

dem Weltenbrand noch zeigt er von droben seinem Kameraden die verfohlten Heimatfluren („Die Vergänglichkeit“). Und wenn Hebels Sonne über dem Schwarzwald aufgeht, dann jauchzt ihr Büblein, der Abendstern, an ihrer Hand:

„O Muetter, lueg doch au,  
Do unte glänzt's im Morgetau  
So schön wie in dym Himmelsaal!“  
„He“, sait sie, „drum isch's Wisetal.“

Als Hebel zwei Jahre alt war, starb sein Vater, als er dreizehn Jahre zählte, seine Mutter, eben da er von der Dorfschule in Hausen zur Lateinschule im nahen Schopfheim aufgerückt war. Das Lyzeum in Karlsruhe nahm den vor der Zeit konfirmierten vierzehnjährigen Buben auf. Die tapferen Ersparnisse der Eltern und Freitische, vom Hofdiakonus Preuschen aus Schopfheim besorgt, halfen ihm weiter. Zwei Jahre studierte er in Erlangen Theologie, kehrte nach Karlsruhe zurück und bestand im September 1780 — nicht gerade glänzend — sein theologisches Staatsexamen.

Er fand Unterschlupf im Markgräflerland beim Pfarrer von Hertingen als Hauslehrer, seit August 1782 als Vikar, im März 1783 wurde er zum Präzeptoratsvikar ernannt in Lörrach, am Ausgang des Wiesentals, zwei Stunden von Basel. Acht Jahre lang unterrichtete er hier am Pädagogium, leistete nebenher geistliche Aushilfe und predigte gelegentlich, meist in der Umgegend.

In diesen Jahren verwuchs er bewußt mit allen Lebenswurzeln dem alemannischen Heimatboden, der Natur wie den Menschen. Sechs Jahre elternlos zur Fremde verwiesen, in demütigenden, stolzen, tapferen Erlebnissen zum Selbstbewußt-

fein geweckt, wirft er sich jetzt in freiem, freudigem Wiederfinden der Heimat ans Herz; in heller Herzensfreundschaft, in schalkhafter, trinklustiger Geselligkeit, in unermüdlischen, leuchtenden Wanderungen zum Feldberg und Belchen, in tiefer, treuer, verhaltener Liebe zu Gustave Fecht, der Oberländer Pfarrerstochter (der Schwägerin Günterts), in einem Tagewerk, das noch das bescheidene Wort des Zweiundsechzigjährigen an einen ehemaligen Schüler lebensherrlich deutet: „Ich weiß Ihnen bloß das Beispiel eines frohen Schulmannes gegeben zu haben.“ Schon kündigt eine humorvolle Naturreligion — Proteuserei oder Belchismus genannt, — die dem Dengelegeist, als dem launenhaften Herrscher des Feldbergs, dem Proteus als dem Gebieter des Belchens hulddigt, in übermütigen Scherzen von der mythenbildenden Kraft, die Hebels Naturdichtung beseelen wird. Güntert, der Prorektor des Pädagogiums, ist der „Bettler Vogt“ dieses Freundschaftsbundes, ein anderer — vielleicht Pfarrer Reinhardt — der „Bammert“ (Feldhüter); der Vikar Hitzig vom nahen Rötteln heißt „Benoides“ und Hebel selber der „Stabhalter“ oder „Parmenides“.

Gesuche um feste Anstellung blieben erfolglos. Ende 1791 erst wurde Hebel die zweite Assistentenstelle am Gymnasium zu Karlsruhe unter dem Titel eines Subdiaconus übertragen; Ende 1792 wurde er zum Hofdiaconus ernannt, 1798 zum Professor extraordinarius der dogmatischen Theologie und hebräischen Sprache, 1805 zum Kirchenrat, 1808 zum Direktor des Karlsruher Lyzeums, 1814 zum Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde; 1819 wurde er von Großherzog Ludwig als Prälat an die Spitze der evangelischen Landeskirche gestellt.

Karlsruhe hatte 1746 in Karl Friedrich einen Fürsten von

schöpferischer Freiheit und Bedeutung erhalten, steckte aber noch tief in den Zufälligkeiten und Zwiespältigkeiten einer improvisierten kleinen Residenz. Klopstock, den der Markgraf 1775 an seinen Hof zu fesseln versuchte, flüchtete nach dem ersten Winter. Goethe seufzte 1779 über seinen Karlsruher Aufenthalt: „Die Langeweile hat sich von Stunde zu Stunde verstärkt. Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!“ Die Bevölkerung war aus allen Stämmen Deutschlands zusammengesetzt, die bezopfte und gepuderte Hof- und Beamten-gesellschaft hatte den Ehrgeiz französischer Sprache und Um-gangsformen.

Lange fühlte Hebel sich hier wurzel- und heimatlos. Er betrachtete seinen Aufenthalt nur als einen vorübergehenden, eine Pfarrei im Oberlande blieb seine Sehnsucht. „Was für einen Fluch mir der Himmel auflegte, daß er mich nach Karlsruhe sendete. . . . Die vorige Woche war ich in Raftatt . . . unterhalb Bühl kam ich an der Oberländer Landstraße hinaus. Ach wie es mir da zumute war! Wie alle Freuden des Oberlandes in meiner Seele aufwachten! . . . Jetzt lauf ich wieder in dem Geräusch der Stadt umher, allenthalben umgeben von Häusern und Mauern, die doch noch den Vorteil haben, daß sie meinem Auge die unfreundliche, langweilige Sandfläche, das leere, tote Wesen der ganzen Gegend verbergen.“ Noch 1812 gesteht er: „Ich bilde mir etwas darauf ein und gelte etwas bei mir, daß ich mich nun bis ins dritte Dezennium hinein als Fremdling hier ansehe, und ein heimlich mütterndes und bruttlendes Heimweh in mir herumtragen und weinen kann, so oft ich den ärmsten Teufel auf der Welt, einen Oberländer Rekruten, sehe.“ „Flugüchtig, heimwehselig“ lebt er sein eigentliches Leben in heimischen Träumen und Erinnerungen: „Da hab ich schon 25 Jahre

gelebt, da bin ich daheim, da gehöre ich hin, da sollte und könnte ich vielleicht sein, und herumhüpfen von Blume zu Blume wie ein Heustössel."

Heimweh macht ihn zum Dichter: aus der Liebeskraft seines Herzens, aus der Anschauungs- und Formkraft seines Geistes baut er sich die alte, geliebte, verlorene Welt in seinen Alemannischen Gedichten wieder auf. Ein Jahr lang baut und schafft er, in der zweiten Hälfte 1800 und der ersten Hälfte 1801, und dann lebt und blüht und klingt sie wieder in seinen Gedichten, die Heimatwelt, „wo es immer so schön ist, in dem schönen, einzigen Tal von Schmehlen und Chettenblumen, lustigen Bächlein und Sommervögeln, wo es immer duftet wie aus einem unsichtbaren Tempel herausgeweht, und immer tönt, wie letzte Klänge ausgeküttener Festtagsglocken mit beginnenden Präludien mengeliert und verschmolzen, und wo jeder Vogel oberländisch pfeift, und jeder, selbst der schlechteste Spatz, ein Pfarrer und heiliger Evangelist ist, und jeder Sommervogel ein gemutztes Chorbüblein, und das Weihwasser träufelt unaufhörlich und glitzert an jedem Halm."

Da ist die geliebte Landschaft, vielfältig und farbig: mit dunkler Stirne ragen Feldberg, Belchen und Blauen; da springt die „Wiese“ talab, rauschend schließt der Rhein den weiteren Umkreis. Diese Landschaft lebt, atmet und handelt. Was wir so lieben, das nimmt uns Gestalt an. Plötzlich erhebt sich die „Wiese“, entwickelt sich als Kind, zum Mägdlein, zur Jungfrau, verkörpert alle Schönheit und Lebensfülle der Heimat in sich und eilt doch selber zugleich staunenden, strahlenden Auges durch sie hindurch. Von Dorf zu Dorf hüpfst, springt, tanzt sie hinunter, spielend schafft sie die Arbeit, bleicht sie das Leinen, dreht sie die Räder. Ihr Mutwill klettert über

die Dämme, verwirft das Heu auf den Matten und schleppt die Felder voll Steine. Aber auch Stunden der Einkehr kennt sie und innere Kämpfe: in Schönbuch hört sie die heilige Messe; tieferen Blicks, unruhigen Laufs, mit sich selber im Zwiespalt, eilt sie aus dem österreichischen, katholischen Zeller Tal ins protestantische, badische Wiesental: „Und schangschierich der Glauben und wirsch e luthrische Cheker!“ Endlich ist sie „zutig zuem Manne“. Aus den Schweizer Bergen stürmt ihr der Erwählte entgegen, „'s Gotthards große Bub“, springt in den Bodensee, schwimmt hinunter nach Konstanz und wagt den Todesprung bei Schaffhausen: „I mueß mii Meidli ha, do hilft nüt und hatt nüt!“ Brausenden Jubels nimmt er sie ans Herz.

In seiner „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ betont Herder, daß dem frühen, sinnlichen Menschen die Natur „lebt, spricht, handelt“. „Bei den Wilden von Nordamerika z. B. ist noch alles belebt: jede Sache hat ihren Geist, und daß es bei Griechen und Morgenländern ebenso gewesen, zeugt ihr ältestes Wörterbuch und Grammatik — sie sind, wie die ganze Natur dem Erfinder war, ein Pantheon! ein Reich belebter handelnder Wesen. . . . Da wurde alles menschlich, zu Weib und Mann personifiziert.“ Hebel hat diese Kräfte der Volkssprache und -dichtung in aller Ursprünglichkeit geformt und erhöht. Alles Leben der Landschaft verkörpert sich ihm, jede seiner Verkörperungen hat ihre sichere Lebens- und Bildform, und alle zusammen finden sich wieder zu einer einheitlichen Welt: der Heimatwelt des alemannischen Dorfes.

Da sind die Gestirne, die ihm gütig leuchten — die Sonne: eine gute Markgräfler Mutter, die mit ihrem Stridzeug hinter den Bergen hervorkommt; freundlich lächelt sie hinunter auf die jungen Keime, und ihr Blick tut ihnen wohl bis in die Wurzeln. Der Mond ist ihr Mann, ein redlich Hauskreuz;

kaum kommt sie heim, nimmt er den Hut. Aber der Abendstern ist ihr Sternen-Liebling, an ihrer Hand wandelt er mit über Strom und Berg, bis er müde wird und einschläft am Mutterherzen; indes sein älterer Bruder, der Morgenstern, mehr dem Vater nachschlägt, ein Sternlein liebt und verfolgt und todesbleich entflieht, wenn ihn das Strahlenaug der Mutter ertappt.

Da sind die Jahreszeiten, die über das Dorf hinziehen: der Januar steht kalt und rot auf den Bergen, ein selbstbewußter, alemannischer Bursche, der den Arm in die Hüfte stemmt, am Gute rückt und die Sonne zum Kaufen herausfordert. Der Sonntag ist ein treuherziger Oberländer Bauer, mit stillem Schritte, mildem Auge und blumenbuntem Hut.

Und da sind die Tiere, bäuerliche Urbilder, wie jedes Dorf sie kennt. Der Käfer, der im Fluge von Blüte zu Blüte die Pflanzen befruchtet, wird zum Oberländer Zechbruder, der von Wirtshaus zu Wirtshaus sein Schöpplein sucht, unbekümmert um seine wartende Frau. Der Sperling ist der Liederjahn, der im Sommer sich gebärdet wie der Vogt im Dorf und im Winter vor den Fenstern betteln muß. Aber die Spinne ist ein fleißiger, kunstvoller Webermeister, der seinen Fliegen-Lohn mit Recht verdient.

Und wie hier das Sinnliche vergeistigt wird, so wird das Geistige versinnlicht. Engel wandeln nachts durch die stillen Dörfer, lauschen an den Fenstern, lächeln sich zu, wo sie gute Reden hören, und setzen sich vor die Haustüren, fromme Menschen vor Schaden zu wahren. Manchen von ihnen kennt Hebel mit Namen, und wenn sie einander begegnen, bietet er ihnen die Zeit: „Grüß di Gott! Hesch gueti Wacht?“ — „Gott dank der, so zimli.“ Und die bösen Geister erst, wie die „Marcher“, die im Leben den nachbarlichen Markstein verschoben haben und nun am Ort ihres Frevels in Qualen brennen, werden mit

der sichern Freiheit des Humors in den Dienst des dörflichen Lebens gestellt: als lebende Fackeln, als „Puhuh“, müssen sie dem verirrtten Dichter den nächtlichen Weg erhellen, und er braucht nicht einmal Feuer zu schlagen für sein Pfeiflein, er kann's bequem am „Puhuh“ zünden.

So rundet sich eine Welt, ein Kosmos in sich, der nicht weniger mythische Kraft und Geschlossenheit hat als die Mythenvwelt der Antike. „Wenn antike oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben“, sagt Goethe in seiner berühmten Besprechung der Alemannischen Gedichte, „und höhere, göttergleiche Naturen — als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden — an die Stellen der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbauert auf die naivste, anmutigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur Eins auszumachen scheint.“

Welche dichterische Einheit und Größe diesem Bauern-Universum Hebels eignet, zeigt das unvergeßlichste seiner Gedichte: „Die Vergänglichkeit.“ Ein nächtliches Gespräch zwischen einem Bauern und seinem Sohn auf der Straße nach Basel gibt da Geburt und Tod, das Rauschen der Jahrtausende, Erdenbrand und Auferstehung in mythischer Gewalt und Gestalt, ohne je die Bildwelt des Dorfes zu überschreiten.

Diese Vermenschlichung und Steigerung von Naturwesen, -kräften und -zuständen gibt „nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung“ (Goethe). Dazu trägt die alemannische Mundart wesentlich bei, von der Jakob Grimms Wort über die alten Sprachen gilt: „Man

kann die innere Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör und Geruch der Wilden, ja unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen.“ Und mit der Sinnen- und Bildkraft der homerischen Sprache teilt sie ihre Klang- und Bewegungsfülle: der Hexameter ist im Deutschen nie wieder so natürlich, beweglich und klangvoll gebildet worden.

In dieser sinnlichen Urkraft ist Hebels Dichtung zutiefst episch gegründet. Die Lyrik löst die Natur in Stimmungen auf, die Epik verdichtet und erhöht sie zu Gestalten und Begebenheiten. Und so gesellen sich Hebels Natur-Idyllen (Die Wiese, Geisterbesuch auf dem Feldberg, Das Habermus) Volks- und Natursagen wie Der Karfunkel, Liebigers Tochter, Die Häfnet-Jungfrau. Der Statthalter von Schoppsheim ist eine alemannische Umbildung der Geschichte von David und Abigail.

Nach dem reichen Schöpferjahr der Alemannischen Gedichte hat Hebel sich ausschließlich der Epik zugewandt. Seine Geschichten und Anekdoten des „Badischen Landeskaltenders“ und „Rheinländischen Hausfreunds oder neuen Kaltenders“ sind klassische Kleinepik, die sich wieder zu einem bäuerlich-bürgerlichen, patriarchalischen Kosmos rundet.

Die Herausgabe des „Badischen Landeskaltenders“ gehörte seit 1750 zu den Vorrechten des Karlsruher Gymnasiums. 1802 wurde Hebel vom Präsidenten der Oberkirchenbehörde zur Mitarbeit aufgefordert, 1803 erschienen seine ersten Beiträge, 1806 unterbreitete er dem zuständigen Konsistorium ein „unabgefordertes Gutachten über eine vorteilhaftere Einrichtung des Kaltenders“, fand Zustimmung und wurde selber mit der Aufgabe betraut. Von Anfang 1807 bis Herbst 1814 gab er den Kalender heraus unter dem neuen Titel: „Der Rheinländische Hausfreund oder neuer Kalender, mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen“. Eine Sammlung seiner

Kalenderbeiträge brachte Cotta's Verlag 1811 als das „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes“.

„Der Rheinländische Hausfreund geht fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu manchem Fenster hinein, man sieht ihn nicht; sitzt in manchem Wirtshaus, und man kennt ihn nicht; geht mit manchem braven Mann einen Sabbaterweg oder zwei, wie es trifft, und läßt nicht merken, daß er's ist.“ So zeichnet sich Hebel selber, wie er seine Geschichten erspäht und erlauscht, im ursprünglichen Lebensanteil. Und genau so gibt er sie wieder. Er schreibt sie nicht, er spricht sie. Immer fühlt er sich einem Landsmann gegenüber, dem er sie erzählt (im Wirtshaus, in der Bauernstube, auf einer Wanderschaft); er sieht dessen Mienenspiel — sein Lächeln, Staunen, Fragen — danach formt er seine Sätze, Ausrufe, Einwände und Mahnungen. Wenn auch der Hörer schweigt — in der seelischen, sprachlichen, baulichen Bewegtheit ist jede dieser Erzählungen ein Zwiegespräch.

Es ist die Volkssprache, der die Mundart Klang, Farbe und Fluß gibt. Hier gilt nicht die grammatisch-logische Folge der Worte und Sätze, hier gilt die unmittelbare, eindringlichste Wendung. Die Zeitform wechselt immer wieder, mancher Satz zerbricht, vom nächsten überdrängt, seelische und landschaftliche Bemerkungen schalten sich ein, bloße Bindeworte verfallen, vom herkömmlichen Platz rücken die Worte zur vorragenden Stelle. Bilder und Vergleiche vertreten die Begriffe, Verkörperungen, und Gebärden gestalten die Gefühle. Alles wird Anschauung. Jede Allgemeinheit wird bestimmt. Jede Geschichte hat ihren festen alemannischen Schauplatz, jedes Wirtshaus seinen farbigen Namen, jede Begebenheit ihre Jahres- und Tageszeit.

Stofflich entnahm Hebel manche Geschichte dem Volks- oder Freundesmund. Die Geschichte des Schneiders von Pensa

hatten ihm Offiziere berichtet, die selber in Pensa gewesen. Manche Schnurren und Scherze hatte der Freundeskreis beigebracht, zumal Legationssekretär Kölle, „Der Adjunkt“. Viele Anregungen gaben die Zeitungen und Zeitschriften oder Sammlungen wie das „Bademekum für lustige Leute“ (Berlin 1764 bis 1792). Den Bündelfrieder verdankt er dem Gedicht „Die drei Diebe“ (1791) von J. H. Boß, das wiederum auf ein altes französisches Fabliau zurückgeht. Eine literarische Überlieferung verdichtet er so zur bodenständigen alemannischen Urgestalt und gibt ihr den Bündelheiner, den Birkelschmied, den roten Dieter zur Seite. Ihr Kampf gegen Gesetz und Gesellschaft ist ihm der Kampf von Naturwesen, deren reiner Selbsterhaltungs- und Selbstbefriedigungstrieb sich durchsetzt, feck und listig, in naturrechtlicher Unmittelbarkeit. Alle sind Halbbrüder von Reineke Fuchs.

Diese Lustigkeit von Naturwesen in ihrer elementaren Lebensfülle, die instinktive Sicherheit und Freiheit ursprünglichen Menschentums, das sich dem unzerstörbaren Ganzen der Natur einig fühlt, weitet sich dem reisenden Hebel zum kosmischen, dem religiösen zum metaphysischen Weltbild, steigert und läutert sich zum weltanschaulichen Humor. In Lächeln und Liebe beschaut er die Welt; lächelnd über das Pathos, mit dem allenthalben das kleine, einzelne Wesen seine Form behaupten will, da es doch nur ein Teil des Ganzen ist, liebend, weil es in seiner Winzigkeit eben doch ein Teil und Ausdruck des Ganzen, der ursprünglichen Lebenseinheit ist.

„Wir nähren uns doch alle an dem nämlichen großen Hausvaterstisch und aus der nämlichen milden Hand; die Biene, die Grundel [Forelle] im Bach, der Vogel im Busch, das Rößlein und der Vogt, der darauf reitet.“

Zur tragischen, übertragischen Klarheit dringt dies heilige,

liebestiefe Lächeln in den beiden schönsten deutschen Anekdoten „Kannitverstan“ und „Unverhofftes Wiedersehen“, deren erste einem wirklichen Erlebnis des damals siebzehnjährigen, später der Guillotine verfallenen Grafen Adam Philippe Cusine aus Paris in Amsterdam entkeimt (sie geht, zuerst — 1782 — vom französischen Generalkonsul Puysonel erzählt, durch viele europäischen Wochenblätter und Anekdotensammlungen), deren zweite aus Schuberts „Ansichten von den Nachtseiten der Natur“ 1800 vom „Jason“ im Rohstoff mitgeteilt und zur Bearbeitung empfohlen wird.

So verschlingen sich alle Lebens- und Schicksalslinien schließlich zum Weltkreislauf, den Gott reguliert. Und der ist ein zuverlässiger Werkmeister.

Hegel ist durch seine Mutter von früh auf religiös bestimmt worden: „Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen, sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt, an Gott glauben, auf Gott vertrauen und an seine Allgegenwart denken.“ Aber nie hat seine Frömmigkeit ihn dem Leben und der Welt entfremdet. Sein Gott ist kein jenseitiger, weltabgewandter Gott, er lebt und wirkt in der Natur: „Die duftende Blume des Feldes verkündet uns deine Allmacht und Güte, die alle Morgen neu ist.“ „Wohin der Landmann seine Blicke wendet, begegnet ihm sein Gott. Die ganze Natur wird ihm zum Tempel des Vaters aller Wesen, in dessen Händen sein Schicksal ruht.“ Kein Teil der Schöpfung, der Gott weniger nahe, der nicht in Gott wäre: die Gotteskraft „wirkt zu allen Zeiten und an allen Orten ohne Rast und Wechsel ungeteilt und ungeschwächt von einem fernen Ende der Schöpfung bis zum andern und in jedem Teil derselben, um jeden Menschen her so ganz und innig, als ob sie hier und nirgends sonst zu wirken und zu walten hätte“. In dieser Gottheit wächst die religiöse

Gefinnung zur freudigen, tätigen Welt- und Naturfrömmigkeit:  
„Wenn uns des Tages Last und Hitze drückt und wir von unserer Arbeit in den reinen blauen Himmel hinaufschauen, der über uns ist, oder wenn ein frisches Wehen in der Mittagszeit unsere Stirn kühlt, so wollen wir an dich denken und uns freuen, daß du auf unsern Fleiß mit Wohlgefallen herabschaust, und daß dein Wohlgefallen Segen für uns ist.“ Und wir dürfen, wir müssen bei diesem Aufblick zum Himmel mit festen, markigen Knochen auf der Erde bleiben; das „ist uns allen natürlicher und gedeihlicher, als uns dem Himmel entgegenzuschrauben und, ohne ihn zu erreichen, in der leeren, kalten, wenn auch noch so reinen Luft zu schweben. Wir sind Pflanzen, die mit den Wurzeln aus der Erde steigen müssen, um im Ather blühen und Früchte tragen zu können“. Diesem Blüten- und Werbedrang ist Raum und Verheißung gegeben: es „hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Übung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber bringen kann, wenschon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm“. So besteht eine nahe Verbindung der Erde mit dem Himmel. Stolz und freudig dürfen wir unseres Menschentums denken. Auch „Jesus war ein Mensch und unseres Geschlechts“, war „als Menschensohn dem Schöpfer, was wir ihm alle sein sollten“, „ein sichtbares Bild des unsichtbaren Gottes“; „kein Engel hätte uns das ersetzen können, was Jesus von Nazareth uns durch seine reine Menschlichkeit ist“. Goethes Wort klingt an von der „reinen Menschlichkeit“, die „alle menschlichen Gebrechen sühnet“.

In dieser Einheit und Reinheit, dieser Natur- und Weltfrömmigkeit wird Hebel die Welt zum Kunstwerk, „Gott selbst“

wird ihm „der erste und größte Dichter, ποιητής in beiderlei Sinn des Wortes. Die ganze Idee des Weltalls mit allen seinen Teilen und Entwicklungen war in Gott, ehe sie realisiert wurde, ein großes, harmoniereiches Gedicht, herausgegeben Anno Mundi I und bis jetzt noch nicht nachgedruckt, nicht einmal in Neutlingen“. Und ihm und jedem Erdensohn bleibt nichts Größeres in dieser Welt der Schönheit, Liebe und Harmonie, als daß er „einem stillen Wasser gleichen kann, nicht einem Strudel, damit sich der Licht- und Freudenstrahl aus allen Gesichtern und Sternen in ihm abbilden kann, ohne ein Wort zu sagen“.

Tätig und tapfer, gütig und gläubig gehen solche Naturen durch Leben und Leiden, durch Geschichte und Schicksal. Und wenn sie sterben, so geschieht's ohne Furcht und Pathos. Vom Tode seines Oberländer Freundes Sander berichtet Hebel: „Sander verkürzte seinem Krankenwärter noch in der letzten Nacht die Zeit mit Erzählungen aus seiner Jugendgeschichte, rauchte alsdann in der letzten Stunde mit dem Bewußtsein, es sei die letzte, noch ein Pfeiflein Tabak — beide gingen miteinander aus.“

So starb auch Hebel in den Siefen. Eine mehrtägige Prüfungsreise führte den schon vom Darmkrebs Gequälten am 10. Dezember 1826 zu den Lyzeen Mannheims und Heidelberg's. Noch einmal umjubelte ihn die Jugend. Unterm Klang der Hörner, Flöten und Klarinetten fuhr sie ihm auf dem Neckar entgegen und sang und trank ihm zu. Es sei der froheste Tag seines Lebens, versicherte er.

Elf Tage später, beim Freund und Gartendirektor Zeyher in Schwetzingen, zwangen ihn Schmerz und Fieber ins Bett. Seinen Krankenwärter schickte er in der letzten Nacht zur Ruhe. Am frühen Morgen des 22. September starb er, heimatseelig und sicher hier wie dort. „Un isch's so schwarz

un finster do", hatte sein „Wächter in der Mitternacht“ ge-  
sungen:

„Se schiine Sternli no so froh,  
An us der Haimet chunnt der Schii;  
's mueß liebli in der Haimet sii!“

der-  
llen  
eali-  
eben  
mal  
chts  
als  
del,  
und  
".  
uren  
Und  
Som  
del:  
zten  
hte,  
ein,  
gen  
gige  
sten  
del-  
ang  
dem  
ber  
her  
ett.  
zur  
hei-  
arz

